universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Die ersten Christbäume in Österreich

Dörrer, Anton

[Innsbruck], 1946

urn:nbn:at:at-ubi:2-9605

Die ersten Christbäume in Österreich

Volkskundliche Studie von Dr. Anton Dörrer

Der Schweizer Kapuziner Gaudentius Koch wirkte viele Jahre als Redner, Lesemeister und Schriftsteller in Tirol. Die meisten seiner Stimmungsbilder und Lieder entstanden in dieser Zeit, darunter schließlich zwei Sammelbände „Tiroler Fahrten". In deren zweiter Folge (Bregenz 1931) nahm Koch eine gefühlsmäßige Schilderung „Philippine Welsers Weihnachtsbaum" auf. Der gemütvolle Pater führt darin aus, wie der erste Christbaum Tirols in der Weihnacht des Jahres 1575 auf Schloß Ambras, dem Renaissanceidyll des Erzherzogs Ferdinand II. von Tirol und seiner heimlich angetrauten Gemahlin Philippine Welser aus Augsburg, erstrahlt sei. Pater Gaudentius ließ seine ganze Einbildungskraft und Weihnachtsseligkeit mitspielen und stellte den Vorgang eingehend genug dar, daß ein unkritischer Leser dem romantischen Zeitbild vollen Glauben schenken konnte. Irgend eine archivalische Erwähnung oder volkskundliche Überlieferung hatte Koch seiner Erzählung jedoch nicht zugrunde gelegt. Vielmehr malte er sich auf Grund der Tatsache, daß im Vorderösterreichischen wie auch in den österreichischen Alpen grünes Tannenreis zu Weihnachten ins Haus gesteckt wurde (Maien holte man nachweislich schon im 14. Jahrhundert hiezu aus dem Wald), die Szene frei aus, wie sie sich im Spanischen Saal zu Ambras hätte abspielen können.

Um ein Halbjahrhundert früher hatte der Tiroler Volksschriftsteller Karl Domanig in Wien versucht, in einem Kulturbildchen „Vom ersten Christbaum" den donauländischen Übergang vom Heidentum zum Christentum an der Eindringlichkeit und volksverbindenden Kraft des Weihnachtsbaumes zu vergegenwärtigen. Er stellte den Volksapostel Severin in den Mittelpunkt. Ich weiß nicht, ob Domanig die Chronikstelle gelesen hatte, wie die Bürger Wiens Herzog Leopold dem Glorreichen huldigten, als er am Weihnachtsabend von 1194 durch ihre Gassen ritt und sich am munteren Treiben seiner Untertanen erfreute. Hinter den Fenstern ihrer Häuser leuchteten nämlich geschmückte Bäumchen. Für die damaligen Wiener war es noch nicht schwer, sich ein Wintergrün zu verschaffen, reichte doch der Wiener Wald bis zum innersten Kern der Stadt, bis zum „Stock-im-Eisen".

Unsere heutige Vorstellung vom weihnachtlichen Familienfest ist so wesentlich mit dem heimlichen Aufrichten und Schmücken des Baumes und mit dem Bescheren der Angehörigen als einheitlichem Herkommen verbunden, daß Dichter und Künstler sich immer wieder in ihrer romantischen Sehnsucht der wissenschaftlichen Einschränkung — erst zu Beginn des 17. Jahrhunderts läßt sich der Brauch des geschmückten und den Kindern zum Abräumen überlassenen Weihnachtsbaumes und noch ein Jahrhundert später sein Lichterglanz nachweisen — durch Anknüpfungen und Ausdeutungen älterer Bräuche und durch eigene Phantasiebilder entgegenstemmten.

Tatsächlich fand sich der bändergeschmückte Nadelholzbaum in irgend einer Form in oder ober dem Fenster, ober der Tür oder im Herrgottswinkel, als Maien-, Baum- oder Zweigsegen, ja der geschmückte Baum selber schon in frühen Zeiten unseres Volkes. Bald galt er als Lebens- oder Wunschbaum, bald als Maienzier und als Huldigung.

Im Antlaßumgang des Dorfes Tirol bei Meran werden noch heute bänder- und blumengeschmückte Lärchenbäumchen vor dem „Höchsten Gut" von Buben in Burggräflertracht getragen. Diesen Brauch verbucht schon die Meraner Kirchenordnung von 1559. Auch im Innicher Heiligkreuzumgang des Barocks trug ein Knabe ein solches Paradiesbäumchen mit, das zugleich an das ewige Leben erinnern sollte. Endlich hielten die Schulkinder an ihrem Gregorifest den Brauch des Umzugbaumes hoch. Zuerst dürften ihn unsere Passions- und Prozessionsspieler, die mit dem Paradiesbaum in die Kirche einzogen, vervolkstümlicht haben. Bis zur Einstellung des Bozner Fronleichnamsspiels, ungefähr von 1421 bis 1753, bildete dieser Auftritt eine recht ansprechende Figur innerhalb dieses großartigsten alpenländischen Umgangsspiels. Der Brauch des Bäumchens hielt sich über die Aufklärung hinaus in keinem anderen Ort Alttirols außer in der ehrwürdigen Mutterpfarre Tirol.

Ein Maibäumchen pflegt den Ausstattungswagen einer angesehenen ländlichen Hochzeiterin zu schmücken. Im 18. Jahrhundert war es noch im Ötztal ähnlich wie am Niederrhein Sitte, daß Burschen ein Bäumchen auf das Haus ihres Mädchens, zuletzt meist nur mehr aus Prahlerei

UB INNSBRUCK
+C20572603

oder zur Warnung für Wettbewerber, aufpflanzten.

Wie alpenländische Auswanderer vom Ausgang des 16. Jahrhunderts ihr Weihnachtsspiel, ihre Krippe und ihre Lieder im Karpatenraum hochhielten und bis auf unsere Tage vererbten, so nahmen sie die Sitte des Maienbäumchens dorthin mit. Nur mußten sie sich dort in ihrem Paradeisspiel auf einen „sechs Schuh hohen schönen ‚Kranewit' (Wacholderbaum)" beschränken, der mit großen, flatternden Bändern geziert und mit Äpfeln ganz behangen war. Wenigstens führte der Preßburger Heimatforscher K. J. Schröer diese Einschränkung auf die eine Art alpenländischen Wintergrüns in seiner Ausgabe der Oberuferer Weihnachtsspiele vor neunzig Jahren an. Als jene Auswanderer nach dem Osten zogen, hatte die Einforstung von Tannen und Fichten noch nicht derart um sich gegriffen, daß diese Bäume allein als Wintergrün gebraucht worden wären. In der Zipser Gegend, in der sich schon viel früher mancher Tiroler angesiedelt hatte, und in anderen waldreichen Gebieten der Slowakei wurde vereinzelt noch im 20. Jahrhundert eine kleine Tanne oder Fichte zu Weihnachten auf dem Vordach des Hauses angebracht. Diese Bräuche decken sich mit dem „Größing" in Steiermark, dem „Berchtboschen" des Landes Salzburg und des benachbarten Tirol und mit dem „Bachelboschen" des bayrisch-alemannischen Raumes. Daran knüpften Weihnachtslieder an, so das tirolische „Es blühen die Maien bei kalter Winterszeit". Sie übertrugen den ursprünglich naturmythologischen Sinn des Brauches ins Christliche.

Desgleichen findet sich die Zier des elsässischen Christbaums, nämlich „rossen aus vielfarbigem papier, äpfel, oblaten, zischgolt, zucker" als Schmuck und Beigaben alpenländischer Kultstücke vor. So wurden solche Geschenke bis in die Zeit Kaiser Josefs II. hinein zu Christi Himmelfahrt und Pfingsten der harrenden Volksmenge, vor allem der Jugend, von der Öffnung des Gewölbes der Pfarrkirche, dem sogenannten „Heiliggeistloch", nach der figürlichen Auffahrt Christi und Herabkunft des Heiligen Geistes geworfen.

Als Weihnachtsgaben hatten sie ihre nächsten Vorläufer in der Nikolausbescherung. Sie ist in unseren Alpen und im besonderen in den Bergdörfern noch nicht abgekommen. Der heutige Nikolausmarkt von Innsbruck vermag freilich kein gutes Bild von den seligen Überraschungen und Stimmungen der ehemaligen Budenstadt und von den erlesenen Genüssen ihrer Lebzeltereien und Zuckerbäckereien oder von den Kunstfertigkeiten ihrer Nikolaus- und Ruprechtgestalter mehr zu geben. Nüsse und Orangen, Äpfel und türkischen Honig, vor allem „Kösten" (Kastanien) brachte der Bürger und Bauer davon seiner Familie heim. Die von Kerzen und Öllämpchen erleuchteten Krämerhäuschen reihten sich auf drei Tage in der Maria-Theresien-Straße und ihren Nachbargassen inmitten der Schneefurchen zu einer eigenen Welt. Die Krippenschnitzer waren mit ihren neuesten Figürchen und Hintergründen am Platz. Die Rutenbinder hatten ihren besten Geschäftstag und die Liebespaare ihre Not, den richtigen Spruchzettel auf einem Lebkuchenherz aus der angehäuften Menge herauszufinden. Die spannendsten Augenblicke für die herumschwirrende Jugend aber blieben, wenn ein heiliger Nikolaus in reichem Ornat als Bischof mit seinem kettenklirrenden ruppigen Gesellen in einer Straße auftauchte, um seinen hohen Besuch in einem Bürgerhaus zu machen. Diese Gruppe führt unsere Erinnerungen bis zum mittelalterlichen Brauch des Knabenbischofs und seinen Heischerechten zurück, kurz an alte Scholarenherkömmlichkeiten, die schließlich ins Weihnachtsfest einmündeten.

Die strahlenden Lichter des Christbaums stehen ebenfalls dem Brauchtum der Bergbewohner nicht so ferne, als es aufs erste erscheint. Noch heute zündet die Hausmutter ihren Wachsstock am Weihnachtsabend an. Mehrere Lichter begleiten die Hausleute vom Berg bis zur heiligen Mette. In der Christmette erstrahlen so viele Kerzen wie sonst nie in der Kirche. Ihre Zahl, Farbe und Gestalt, ihre Aufstellung und Anordnung blieben immer noch einigermaßen in Beziehung zu Natur und Kult, zu Geburt und Tod, zu Dämonen und Dunkelheiten des menschlichen Lebens, wenngleich im Zeitalter der Elektrizität, der Technik und der Massierung ihre Bedeutung und ihre Zusammenhänge in dem Bewußtsein des Volkes zurückgetreten oder ganz geschwunden sind. Immerhin mahnt das Fortbestehen kultischer Nächte an die alte, geheimnisreiche Stellung des Lichtes im Volksglauben und in der Volksliturgie.

So lassen sich die einzelnen Bestandteile des Christbaumbrauches auf herkömmliche und ursprüngliche, mystisch-religiöse Vorstellungen in unseren Alpenländern zurückführen. Von grundlegender Bedeutung bleibt das patriarchalische Gemeinschaftsbewußtsein jedes Haushaltes. Ohne den vorchristlichen Glauben an die befruchtende Kraft des Immergrüns und an die Geister abwehrende, nach innen leuchtende Macht des Lichts, ohne die Eigenheiten der Klosterschüler und Singknaben und ohne die Sehnsucht nach Schlichtheit, Wahrheit und Wärme, die den naturverbundenen, einfachen Menschen im Hause beherrschte, wäre der erste, natürliche und bis an die letzten Dinge heranreichende Sinn- und Stimmungsgehalt des Weihnachtsbaumbrauches nicht zustande gekommen. Das Christentum hat diesen Gehalt noch mehr vergeistigt



Weihnachten in der Innsbrucker Altstadt — Lichtbild: Nußbaumer

Der Protestantismus des 16. Jahrhunderts drängte das Nikolausbrauchtum in weitem Umfang und in vielen Ländern ab. Im alten Österreich vermochte es sich immerhin einigermaßen aufrecht zu erhalten. Den entscheidenden Übergang vom Nikolausbrauch zur Weihnachtsbescherung unterm strahlenden Christbaum stellt der kerzenbesteckte Nikolausbaum dar, wie er sich z. B. um 1782 noch in Wien ebenso wie in Glarus (Schweiz) als Bürgersitte nachweisen läßt. Die große Gesellschafterin Karoline Pichler im Metternichschen Wien erzählt noch in einem Brief vom 5. Dezember 1817, daß sie die Bescherung nach alter österreichischer Sitte am Nikolaustag abhalten und der Krampus den Bescherungsbaum voll Lichter und kleinen Gaben bringen werde. Der Christbaum selber mit seinen Vorstellungen vom Christkind und seinen gesellschaftlichen Begleitformen ist in Österreich nicht viel über 130 Jahre alt. Er wuchs nicht unmittelbar aus dem Brauchtum der Alpenländer heraus, sondern wurde von außen als etwas Ganzes herein- und von oben ins Volk getragen.

Die ersten in Österreich nachweisbaren Christbäume erschienen in der Zeit der österreichischen Volksaufrichtung, in der z. B. auch zum erstenmal die Ausdrücke „Volkskunde", „Volksschauspiel" gebraucht wurden. Evangelische Beamte aus dem ehemaligen römisch-deutschen Reich besorgten um 1813 solche Bäume. Drei Jahre darauf überraschte die Gemahlin des Siegers von Aspern ihren Gatten mit dem ersten Christbaum. Sie bürgerte diesen in Österreich insofern ein, als sie den mächtigsten Anstoß zu dessen weiterer Verbreitung gab. Erzherzog Karl hatte sich im

Jahre 1815 die Prinzessin Henriette von Nassau-Weilburg (1797—1829) als Hausfrau erkoren. Sie schuf ihm wirklich ein Heim voll leuchtenden Sonnenscheins, wie er selten in Hütte und Palast durch alle Fährnisse der Ehe anhält. Die Prinzessin überraschte ihren Gemahl und ihren ersten Sprößling, die Erzherzogin Maria Theresia, zu Weihnachten 1816 mit einem Christbaum, wie er in ihrer Heimat und Familie gerade üblich geworden war.

Christbaumsorgen sollten übrigens das Verhängnis dieser prächtigen Frau werden. Draußen im Helenental, wo Erzherzog Karl ihr einen Edelsitz geschaffen hatte, wählte sie 1829 wieder selbst den Christbaum für das familiäre Weihnachtsfest aus. Schon stand er, so erzählt Oskar Christe in seinem großen Werk über Erzherzog Karl, in dessen Schloß aufgerichtet und geschmückt. Die Erzherzogin selbst ging, begleitet von ihrer ältesten Tochter, jenem Sprößling von 1816, in die Stadt, wo sie Spielzeug für die jüngeren Kinder kaufen wollte, und erkundigte sich in teilnehmender Freundlichkeit nach dem Befinden der Kinder ihrer Verkäuferin. Weinend platzte diese heraus, sie habe soeben eines an Scharlachfieber verloren. Der Erzherzogin trat die Ansteckungsgefahr blitzartig vor Augen. In der Sorge um ihre sie begleitende Tochter griff sie sogleich nach deren Hand und floh mit ihr aus dem Geschäft. Daheim fühlte sie sich bereits krank. Der Fieberzustand erreichte am 25. Dezember eine gefährliche Höhe, am 30. war Karls Gemahlin eine Leiche.

Die Neuerung des Christbaums fand in Wiener Künstlerkreisen ihre eifrigsten Anwälte. Gefeierte Größen, wie der Burgschauspieler Heinrich Anschütz, breiteten den Brauch in der Residenzstadt aus. Maler R. v. Alt berichtet in seinen Erinnerungen, daß es ihm 1821 noch viel Mühe kostete, einen Christbaum in Wien aufzutreiben. Der österreichische Politiker und Schriftsteller Friedrich von Gentz notiert unterm 24. Dezember 1829 in sein Tagebuch: „Lebhaft beschäftigt mit den Weynachts-Geschenken für meine großen und kleinen Kinder, verbrachte ich einen Teil des Tages mit Herumfahren in verschiedenen Boutiquen ... Um 6 Uhr (nachmittags) wurde bei Leopold (Gentzens Diener) der Christbaum nebst den Geschenken aufgepflanzt. (Graf) Hector Callenberg war bei diesem Hausfest gegenwärtig. Dann ließen mich (die Grafen) Brays und (Freiherren von) Malzahns zu den Ihrigen einladen ..."

Der neue Brauch hatte somit für die Kaiserstadt das Gute, daß das Weihnachtsfest, das sich bisher ziemlich lärmend in den Gassen und Straßen abgespielt hatte, sich nun ins Häusliche und Familiäre verlagerte. Die Angehörigen versammelten sich in ihren Salons oder besten Zimmern um den Christbaum. Dort fanden die Geschenke, die bisher am Nikolaustag nur Kindern geboten wurden, für alle Mitglieder ihre Aufstellung. Der Christkindlmarkt, vordem ein Symbol der Wiener Weihnacht, verschwand. In der Zeit und im Geist des österreichischen Biedermeiers breitete sich der Christbaumbrauch im Donaureich aus.

Clemens Graf Brandis, am Theresianum in Wien erzogen, als Edelknabe des Kaisers Franz I. von Österreich wiederholt bei Hof und als Gemahl der steirischen Gräfin Adrienne Desenffans d'Avernas in Graz, sah hier oder dort den ersten Christbaum erstrahlen. Früh Witwer geworden, wollte Brandis als neuer Landesgouverneur und Landeshauptmann von Tirol und Vorarlberg seinen beiden kleinen Buben Erich und Anton die bedrückte Häuslichkeit möglichst aufhellen. Ein Christbaum mußte auf ihre Sinne und Seelen starken Eindruck machen! Am 24. Dezember 1841 trug Graf Brandis zum erstenmal in seine Tagebuchblätter ein, daß er einen Christbaum für seine Buben in der Innsbrucker Hofburg, die er als kaiserlicher Statthalter bewohnte, aufgerichtet habe. Darüber herrschte große Freude und Bewunderung. Zum 24. Dezember des nächsten Jahres vermerkt er wiederum das außerordentliche Ereignis in seinen Aufzeichnungen, daß er für seine Buben und deren engste Freunde einen Christbaum aufgestellt habe. Desgleichen 1843, 1844, 1845 und so fort bis zum Revolutionsjahr, ein Zeichen, daß die Neuerung in der Tiroler Landeshauptstadt noch Ausnahme geblieben war.

Das bezeugen auch die zeitgenössischen Schilderer tirolischer Zustände. Sie wissen noch von keiner Christbaumfeier zu erzählen. Der Landeserforscher E. v. Hartwig hebt in seinen „Briefen aus und über Tirol", 1846 erschienen, ausdrücklich hervor, das schöne Kinderfest des weihnachtlichen Beschenkens kenne man in Tirol nicht. „Als ich", fährt Hartwig wörtlich fort, „von unseren Weihnachtsbäumen, von den vielen Lichtern darauf, von den vielen Geschenken der Liebe, welche darunter ausgebreitet liegen, und von den Beziehungen, in welchen das alles zu dem Gotteskinde steht, erzählte, da machte man große Augen; davon hatte man keine Ahnung."

Im Verlauf des Jahres 1848 war Graf Brandis als Hochtory durch den Alter ego des Kaisers von seinem Posten enthoben worden, obgleich der Monarch gerade bei Brandis als Flüchtling weilte und von diesem Entschluß nichts wußte. Brandis blieb jedoch Vertrauensmann Ferdinands I., der aber anfangs Dezember abdankte und Brandis das dornenvolle Hofmeisteramt übertrug. Fern der Heimat und seinen Söhnen, fand Brandis weder Zeit noch Ruhe, zu Weihnachten 1848 sich an einem Christbaum zu erfreuen.

Die Annahme, daß das Jahr 1848 mit seinen Freiheitsbäumen der Ausbreitung des Christ-

baums zuträglich war, trifft nicht zu. Der Hochschüler und angehende Volkskundler Christian Schneller, der gerade an seiner romantischen Dichtung „Der Waldbruder" und ihrer Darstellung vom Weihnachtsfest bei der Krippe bosselte, berichtete 1852 der Zeitschrift „Europa", daß verflossene Weihnachten die ersten Christbäume in Innsbruck aufgestellt wurden. Das Beispiel des Landesgouverneurs hatte in adeligen und höher gestellten Bürgersfamilien etliche Nachahmung gefunden. Hofrat Ing. Emil Erler erinnert sich noch aus seiner Jugendzeit, daß in seiner Familie seine Großmutter, die von München nach Innsbruck den angesehenen Bürger Tiefenthaler geheiratet hatte, als die erste Bürgersfrau galt, welche um 1851 ihre Angehörigen mit einem Christbaum beglückte. Ähnlich verhielt es sich bei den Innsbrucker Familien Bereitter und Wieser. In den mit Brandis seit dessen Bozner Kreishauptmannszeit befreundeten freiherrlichen Familien Giovanelli und Di Pauli zog gleichfalls der Christbaum bald ein. In den übrigen Städten Tirols folgten die Bürger zögernd nach. Die Ingenieure des Bahnbaus über den Brenner, im Unterinntal und über den Arlberg vermittelten den schönen Brauch. Seit Mitte der Sechzigerjahre setzten sich Christbäume in Hall, Schwaz, Rattenberg, Kitzbühel und Imst fest. In den Achtzigerjahren waren solche schon in vielen kleineren Orten bekannt, um 1890 in den meisten Tiroler Bürgerfamilien heimisch geworden. Innsbruck hielt damals schon einen reich beschickten Christbaummarkt am Innrain als Gegenstück zum älteren Palmlattenmarkt der Vortage vor Palmsonntag ab.

Noch immer regten Einheiraten Auswärtiger besonders gern zur Einführung des Christbaumes an. So habe eine solche eines Hallers im Sulzenbacherhaus dazu geführt. In Kufstein scheint der Apotheker Stenzl als Beispiel vorangegangen sein. In Rattenberg waren es die Familien des Buchhändlers Stichlberger-Armütter und des Gasthofes Atzwanger, in Jenbach die Postgasthofbesitzer Prantl, in Landeck der Hotelier Müller.

Hermann von Gilm, durch dessen Sommerfrischlieder der schon von Beda Weber gern gebrauchte Ausdruck Sommerfrische in unser Schrifttum weiter eingebürgert wurde, verfaßte ein Gedicht „Tannenbaum", das R. Greinz unter diese Sommerfrischlieder aufnahm. Darin klagt der fern von Tirol Ergraute:

„Wär' ich dir treu geblieben,
Du grüner Tannenbaum
Mit deinen vielen Lichtern
Und deinem Weihnachtstraum ..."

Gilm dichtete die Natterer Sommerfrischlieder Ende der Dreißigerjahre des vorigen Jahrhunderts. Die angeführte Elegie stand nicht in seinem ursprünglichen Zyklus. Das geht aus der ältest erhaltenen Handschrift hervor und ist des näheren in Alois Brandls „Archiv für neuere Sprachen" ausgeführt. Das Lied fällt auch ganz aus dem Rahmen eines Sommerfrischereignisses. Tatsächlich taucht es erst in einer der letzten Handschriften Gilms und der knapp nach seinem Tode herausgebrachten Ausgabe seiner Dichtungen auf und gehört in seine Wiener, wahrscheinlich gar erst in seine Linzer Zeit, in den Nachmärz. Damals empfand Gilm den tragischen Verlust seiner Brunecker Braut am schwersten. Hartes Heimweh nach den eingebüßten Tiroler Glückstagen und nach einer innigen Familienweihnacht überkam ihn.

Den ersten öffentlichen Christbaum in den österreichischen Alpen dürfte der Innsbrucker Elisabethverein am 27. Dezember 1852 im dortigen Redoutensaal bei einer musikalisch-dramatischen Veranstaltung aufgestellt haben. Er war mit 153 Gaben als Losgewinsten behangen und brachte 900 Gulden für wohltätige Zwecke ein. Bei der Christbaumfeier des Innsbrucker Gesellenvereins vom 26. Dezember 1856 leuchteten schon zwei Christbäume mit unzähligen Lichtlein über eine große Menge von verschiedenen Liebesgaben, die teils von Wohltätern und Freunden des Vereins den Gesellen zum Geschenk dargebracht, teils von diesen selbst zur Verlosung beigesteuert wurden. Vortrag, Deklamationen und Gesang eröffneten den Abend.

Der bürgerliche Brunecker Verein zum geselligen Vergnügen (Kasino) veranstaltete 1863 oder 1864 die erste Christbaumfeier. Diesen Brauch übernahmen Adelige, leitende Beamte und Geistliche für ihre öffentlichen Wohltätigkeitszwecke und ihre Kinderbescherungen. Von den Städten ging dieser Brauch aufs Land, von karitativen und Jugendvereinen auf die Arbeiterschaft über. Noch heute sind auf dem Land fast ausschließlich Vereine, Gastwirte, Kaufleute, Handwerker und andere Arbeiter Veranstalter solcher Christbaumfeiern, leider oft nur aus Vereinsmeierei mit Verlosung von Gaben und Liebhabertheater, ja selbst Tanz, seltener mit Geschmack, Geist und weihnachtlichem Familiensinn.

Von einer allgemeinen Einführung des Christbaums im Tiroler Dorf und Bauernhaus kann man auch heute noch nicht sprechen. Da ist das alte Verhältnis zu den Dienstthalten, die jährliche Abgabe von Bekleidung usw. von altersher anders festgelegt. Da sind noch die alten Nikolaus- und Weihnachtsgebräuche und Hausandachten viel zu stark verwurzelt. Da blieb die Christmette im Mittelpunkt des Festes und die Krippe im Vordergrund der Stube, wie H. Mang in seinem prächtigen Buch „Unsere Weihnacht" und andere Volkskundler, wie L. v. Hörmann, H. Matscher, S. Rieger, P. Tschurtschenthaler und H. Wopfner, aufs liebevollste geschildert haben. Immerhin führte der Christbaumbrauch da-

zu, daß der Herrgottswinkel reicher mit Tannen- und Fichtenzweigen geschmückt, die Krippe damit umrandet, der Hochaltar ins Tannengrün gerückt und die Lichterfreude erhöht wird. So mancher Hausvater und Pfarrherr versteht es, Baum und Krippe in ein Stimmungsbild zu vereinigen und in die Kinderherzen hineinleuchten zu lassen. Mit dem Christbaum erstanden wieder viele Weihnachtslieder in Kirche und Haus. Erneuertes Kindlwiegen gewann einen stimmungsvollen Hintergrund. Kurz, der Christbaum trug auch im Gebirge dazu bei, das Weihnachtsfest und dessen Brauchtum zu bereichern, wenngleich er mancherorts von alten Vorstellungen und Gewohnheiten abzog und vielen Menschen als Um und Auf des Weihnachtsfestes Selbstzweck wurde.

Geschäftsleute griffen den Brauch früh auf. Um 1860 brachte der Zuckerbäcker Joh. Nep. Munding, der aus Überlingen nach Innsbruck gekommen war, in seinem neugegründeten Geschäft in der Kiebachgasse das erste, reich mit Zuckerwerk behängte Christbäumchen in sein Schaufenster und gab damit ein vielfältig nachgeahmtes Beispiel, Kunstbäumchen und Verkleinerungen herzustellen. Im ersten Weltkrieg erhielt mancher Frontsoldat ein solches Friedensbäumchen als Liebesgabe oder wenigstens einen Zweig mit Kerzchen. Schon vorher wurde es in städtischen Friedhöfen üblich, am Heiligen Abend lichterbrennende Christbäumchen auf frischen Gräbern aufzurichten. Die beiden Weltkriege trugen so viel tiefzerreißendes Leid in unsere Familien, daß sich manche damit gerade vor Weihnachten zu den Gräbern flüchteten, während Soldaten draußen im Feld ihre Heimat-, Friedens- und Familiensehnsucht in einem Kameradschaftsabend abriegelten. Männer des aufgelösten Gesangvereines gestalteten den Friedhofbrauch von Gries bei Bozen seit 1926 zu einer Gefallenenehrung von tiefer Wehmut und Schönheit. J. M. Lutz dichtete dazu Verse, in denen das Leid um die Opfer Südtirols und um das von Österreich abgerissene Land zuinnerst mitschwang. Um den Wohltätigkeitssinn anzufeuern, stellten Gemeinden und andere Körperschaften künstlich beleuchtete Riesentannen nach amerikanischen Vorbildern vor den Weihnachtstagen auf den größten Plätzen auf. Solche Einführungen, auch das wiedererweckte Weihnachts- und Sternsingen und der Christkindlumzug durch die schneeigen Straßen von Innsbruck, gingen zuletzt wieder ein.

Daß führende katholische Familien Tirols den Christbaum freudig aufgenommen hatten, erleichterte ihm den Zutritt in den Ländern Salzburg und Oberösterreich. In der Stadt Salzburg sah man den Christbaum zum erstenmal im Jahre 1853. Anfangs der Sechzigerjahre fand er in Oberösterreich Boden. Zuvor hatten katholisch-kirchliche Familien ihn als „protestantische Einführung" abgelehnt. Dagegen breitete sich der Brauch in der Steiermark früh und rasch aus. Wie schon angedeutet, wird in der Oststeiermark noch zuweilen für jedes Kind ein Bäumchen am Durchzug der Stube aufgehängt. Aber nicht daran knüpfte man an, sondern trug die städtische Einrichtung aufs Land. Niemand anderer als Peter Rosegger, der aus den kleinsten und engsten bäuerlichen Verhältnissen zum angesehensten österreichischen Schriftsteller und freien Weltkind in Graz emporstieg, berichtet im vierten Band seiner „Waldheimat", wie er als Student in den ersten Weihnachtsferien ein Christbäumchen in seinem Elternhaus zur Freude seines jüngsten Brüderleins aufrichtete.

Noch bewußter suchte Adolf Pichler, der Repräsentant des tirolischen Schrifttums in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, seine junge Familie in das Christbaumbrauchtum hineinzustellen. Den kindlichen Volkston traf der Tiroler Volksschriftsteller Seb. Rieger (Reimmichl). Sein Buch „Weihnacht in Tirol" gehört vom volksreligiösen und volksliterarischen Standpunkt aus zum Besten, um das Weihnachtsbrauchtum durch viele sinnige Beobachtungen und Einfälle zu bereichern und die Volksphantasie weiter zu führen.

Infolge religiöser und sozialer Abschaltungen der beiden letzten Jahrhunderte zog das Weihnachtsgrün viele Vorstellungen und Motive aus dem älteren Nikolaus- und Weihnachtsbrauchtum an sich. Im Zeitalter der Lüster darf die Massierung der Lichter bei höfischen und aristokratischen Familien nicht verwundern. Es läßt sich nicht abmessen, inwieweit die Umgestaltung der niederen und hölzernen Zimmerdecke in eine hohe mit Stuck und die Sucht, den Lichterglanz den Prachträumen anzupassen, zur Herrlichkeit des strahlenden Tannenbaums beitrug. Im Zeitalter der Rousseauschen Losung: „Zurück zur Natur!", der Hirtenpoesie, des pietistischen Hofgeschmacks und nicht zuletzt der Verkündigung edler Menschlichkeit fand ein einschmeichelndes Fest wie die Christbaumfeier seine beste gesellschaftliche Aufnahme. Die höfischen Kreise schwärmten in ihren Rokokokostümen für das erfrischende Grün im Hochwinter. Wer die Natur entbehrt, wird von ihr am stärksten gerufen. Das empfand der damalige Städter im ärgsten Winter, der Hofmann in der Steifheit des Zeremoniells, der Hochgestellte vor den sozialen Katastrophen. Jedenfalls leisteten sich einzelne hohe Familien zuerst den Luxus eines stehenden und im Kerzenlicht glitzernden Tannenbaums zugunsten ihres nächsten Gesindes.

Die Neuerung ließ sich stark verallgemeinern, als das Verkehrswesen sich derart hob, daß Tannen in großer Zahl ohne besonderen Kosten-

aufwand in die Städte gebracht werden konnten. Wenn daher z. B. ein großer Krippenfreund, der Finſterwirt von Brixen am Eiſack, erzählte, der Chriſtbaum ſei beim Bau der Südbahn (1866) in ſeine alte Biſchofſtadt gekommen, ſo liegt in dieſer einzelnen und äußerlichen Feſtſtellung ein gut Stück allgemeiner und tieferer Erklärung für den Stadtbrauch. Der Bauer hatte ein ſolches Hereinziehen der Natur in ſeine Häuslichkeit nicht nötig. Anders der von Untertanen zum freien Bürger emporgerückte Städter. Als ihm der bergfriſche Tannwald ſozuſagen bis vor die Türe wiedergebracht wurde, begnügte er ſich in ſeinem Verlangen nach Grünem, Friſchem, Duftigem nicht mehr mit einem Zweiglein, mit einem Kerzchen oder mit einem Apfel auf dem Aſt. Deren urſprünglicher Sinn und Anreiz waren ihm ſowieſo faſt ganz entſchwunden. Die funkelnden Sterne über Bethlehem, die Hirten im Felde, ihre kindlichen Lieder und Gaben, gar vieles aus Bibel und Biedermeierzeit ſtimmte für ein Naturidyll des Tannenbaumes in himmliſchem Glanz hinter dem Gabentiſch. Den rührendſten Sinn brachte die Vorſtellung vom beglückenden Chriſtkind, von dem alles Leben und Licht ausſtrahlt. Gegenüber den eigenen Kindern führte man es zunächſt als Geber der Weihnachtsgaben ein.

Eindeutiger und geradliniger als der Brauch des Chriſtbaums erſcheint der alpenländiſche der Krippen, angefangen von dem prächtigen Schrein Michael Pachers bis herauf zu den Leiſtungen ſeines engſten Landsmanns Joſef Bachlechner. Bild und Sinn von Krippe und Chriſtbaum vermögen ſich bereichernd zu ergänzen. Sie verankern den Feſtgedanken der Chriſtnacht für die chriſtliche Familie in einer gemütsinnigen Häuslichkeit.

Das ſchlichte, einfache Weihnachtslied zweier Dorfleute, das „Stille Nacht, heilige Nacht" des Schulmeiſters F. X. Gruber und des Pfarrers B. J. Mohr, im Jahre 1818 zu Oberndorf bei Salzburg entſtanden, gab ſolcher verſöhnender Harmonie und beglückender Weihnachtsſeligkeit echt alpenländiſchen Ausdruck. Durch Tiroler Volksſänger weit verbreitet, galt es lang als Volkslied. Seine Melodie ließ man von Haydn herrühren, bis L. Erck die Schöpfer feſtſtellte. Wo immer in der Welt ein Chriſtbaum erſtrahlt, ertönt die Weiſe der „Stillen, heiligen Nacht" als Ausdruck unſeres innigſten Familienfeſtes.